

# HANSER



Leseprobe

Domenico Rea

Neapel zwischen Nacht und Morgengrauen

Übersetzt aus dem Italienischen von Victoria Leube-Dasch, Anna Leube

ISBN: 978-3-446-23641-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23641-7>

sowie im Buchhandel.

## *Die Müllabfuhr*

Pünktlich wie immer, und darauf legt er den größten Wert, kam mein Freund, der Philosophielehrer Igalo, um halb zwei zu mir, und um zwei brachen wir mit meiner Klapperkiste auf. Wir konnten Fritz, meinen Kater, unmöglich zu Hause lassen, er selbst brachte Igalo sein Halsband mit den Glöckchen im Maul. Igalo hatte mir gesagt, er habe schon gegessen, und auch ich hatte gegessen – wie üblich Pasta mit Peperoncino –, und deshalb gingen wir gleich bummeln, ohne ein bestimmtes Ziel.

Gewöhnlich verabreden wir, welche Gegend wir erkunden wollen, weil Neapel so ganz und gar verschiedene Viertel hat, weshalb wir glauben, dass bis vor kurzem die Bewohner des Posillip nicht die von Forcella kannten, und die einen wie die anderen hatten verschiedene Gewohnheiten und Bräuche. Wir sind davon überzeugt, dass Neapel wie die Vereinigten Staaten war. Die Emigranten waren die Rüpel aus Resina oder Pollena Trocchia und so weiter (Pulcinella war ein Rüpel aus Acerra, daher sein komisches Benehmen und seine komische Art zu sprechen); die Städter waren die Bewohner von Porta Capuana oder vom Marktviertel oder von Stella; die Bauern stammten aus Villanova oder vom Vomero, die Fischer aus

Santa Lucia oder vom Posillip; worunter jedoch alle zu leiden hatten, war die Grausamkeit der Könige und der Barone. Während ich mit Igalo noch über viele andere Dinge plauderte, die er, ein sehr gut informierter Mensch, als »anthropologische Wissenschaften« bezeichnet, auch damit es besser klingt, hielten wir in der einzigen fast englischen Straße Neapels, der Via Filangieri, dort, wo der Vico Cavallerizza abzweigt.

Hätten wir das bloß nicht gemacht! Beinahe wären wir in einem Berg von Müll gelandet. Dass es soviel Unrat in einer Straße geben konnte, die zu den respektabelsten Straßen von ganz Neapel gehört! Es sah aus, als sei dieser ekelzerregende Müll aus dem Metallcontainter ausgeschleudert worden. Die Mülltonne war unter dem überquellenden Abfall verschwunden, der bis zur Mitte der Straße verstreut umherlag: Obst-, Muschel- und Melonschalen, in Papier gewickelte Sardinenköpfe, Konservendosen, zerquetschte Tomaten und so weiter und so fort, wie die Schleppe ... einer Braut. Der Gestank war bestialisch, es roch nach Friedhof, nach Verwesung, nach verdorbenen Meeresfrüchten, die den Weg durch den Darm hinter sich haben.

Ich und Igalo, wir haben uns ein Taschentuch vor die Nase gehalten; meines ist immer mit ein paar Tropfen Chabrol befeuchtet, das ich in der Jermyn Street in London gekauft habe (in Neapel ist es in der Straßenbahn

oder der U-Bahn und inzwischen auch auf der Straße immer gut, etwas gegen den scheußlichen Gestank dabeizuhaben), während Fritz, der schließlich doch ein Tier ist, unruhig wurde, weil er raus aus dem Auto und seinen tierischen Leckerbissen unter all diesen Gottesgaben suchen wollte. Genau in dem Moment kam der fürchterliche Müllwagen. Die Müllmänner sahen gar nicht so sehr aus wie Angestellte der städtischen Müllabfuhr oder Straßenkehrer – schlampig, schmutzig, mit Armen wie Zwangsarbeiter oder auch wie Schwindsüchtige –, sondern wie die Leute, die in Zeiten der Pest die Toten abtransportierten. Der Chef stürzte sich sofort auf den Berg aus Abfall, fluchte und schimpfte: »Und das hier soll eine herrschaftliche Straße sein? Was haben sie bloß in dieser Woche gemacht? Hatten sie alle miteinander Durchfall? Pascà, diese Beutel sind alle gerissen.« Er nahm einen gutverpackten Sack hoch, aber der rutschte ihm aus der Hand. Er war zu glitschig, und deshalb musste er sich von seinen Kollegen helfen lassen. Igalo und mir taten diese armen Teufel direkt leid wegen ihrer harten, schmutzigen Arbeit; wir ließen Fritz im Auto und näherten uns ihnen, immer mit dem Taschentuch vor der Nase. Igalo, der eigentlich sehr schüchtern ist, aber auch merkwürdige Anwendungen von Mut zeigt, fragte den, der anscheinend der Leithammel war: »Guter Mann, erkennen Sie eigentlich am Müllbeutel, von wem er stammt?«

»Natürlich«, antwortete der Mann mit den Glutaugen, »das ist ganz leicht. Sehen Sie: das hier sind Stockfischgräten und Kichererbsen. Das muss einer aus Vicenza sein. Ich habe in Vicenza den Militärdienst gemacht, und die essen dort von morgens bis abends Stockfisch. Hier ist ein Rest Bohnen mit Tomaten. Das war sicher ein Neapolitaner. Und der da, sehen Sie mal, das muss ein Schwein sein. So viele Kondome! Ein Schwein, sage ich, kann der die nicht ins Klo werfen? Der Sack da stammt dagegen bestimmt von einem anständigen Fräulein, einer älteren Jungfer. Er sieht aus wie ein Blumenstrauß. Sie hat ihn mit einem bunten Band zugebunden. Der hier muss dagegen von einem Kranken oder Alten stammen: Reste von Nudeln und Mozzarella. Und der dort gehört sicher einem Drecksack. Sehen Sie: ein Nachttopf, und auch noch dreckig. Und das in der heutigen Zeit? Madonna mia, ich könnte heulen.«

Ich und Igalo, wir beide waren ergriffen. Beutel, aufgebläht wie Schläuche oder schlaff wie leere Blasen, nicht richtig zugebunden, ganz offen oder zerrissen. Da sagte Igalo: »Geben wir es zu, mein lieber Freund, in Neapel kommt der Dreck von weit her, er kommt vom Instinkt.«

## *Der Raubüberfall*

Eben noch hatten wir uns mit den Transvestiten unterhalten und gemeinsam mit ihnen Brot und Käse gegessen, da wurden wir fast am Ende der Via Sant'Anna di Palazzo, wenige Meter vom Passantenstrom der Via Chiaia entfernt, entgeistert Zeugen eines Raubüberfalls. Man stellt sich ja vor, dass Räuber wer weiß wie aussehen, aber das waren zwei hübsche junge Männer in Jeans mit Engelsgesichtern. Der eine hatte eine Pistole, der andere eine zwei Handbreit lange Zange. Ich, Igalo und Fritz, der sich gerade mit einer anderen Katze unterhielt, stellten uns dicht an die Mauer und hielten den Atem an.

In dem Moment tauchte das Opfer auf: ein Mann mit einem fassförmigen Körper, einem Vollmondgesicht mit einem netten Schnurrbärtchen, einer dieser lustig aussehenden Typen, wie es sie zu Tausenden in Neapel gibt. Als er gerade den Schlüssel ins Türschloss steckte (es war drei Uhr siebenunddreißig nachts), forderte ihn der Junge mit der Pistole mit dem schicksalhaften Spruch auf: »Stehenbleiben, das ist ein Überfall.« Und ohne weitere Erklärung gab ihm der andere Junge, sicher der Helfershelfer, bloß um das Opfer aus der Fassung zu bringen, einen Stoß. »Her mit der Kohle, und leg alles auf die Erde.«

Der Dicke sagte: »Ihr täuscht euch. Ich bin Handwerker. Ich komme gerade heim. Ich habe nichts, nur Schulden.«  
»Ausziehen, und zwar schnell«, sagte der Anführer. »Das kannst du deiner Großmutter erzählen. Alles auf den Boden: Schuhe, Socken, Unterhose, Hemd.« Und zu dem anderen gewandt: »Der hat bestimmt sogar im Arschloch was versteckt.«

»Ihr täuscht euch«, sagte der Dicke mit tränenüberströmtem Gesicht und halbtot vor Angst. »Ich bin ein armer Handwerker. Ich habe nichts.«

»Beeil dich. Zieh dich aus. Wir haben keine Lust, Zeit zu verlieren.«

Der Helfershelfer versetzte ihm noch einen Stoß und einen Fußtritt in den Hintern.

»Auch die Unterhose. Hast du nicht gehört, was der Chef gesagt hat? Runter damit.«

Fritz, der mit seinen scharfen Augen alles deutlicher sah, verkroch sich vor Angst in eine meiner Taschen und streckte nur den Kopf heraus, bereit, ihn gleich wieder zurückzuziehen.

Igalo sagte: »Schau her, was dieser Handwerker alles für Sachen rausholt: die Uhr, ein goldenes Armband, eine kleine Kette mit einem Medaillon.«

Während der Mann alles hinlegte, sagte er weinend: »Das nicht, das Kettchen von Mama dürft ihr mir nicht wegnehmen.« Ein weiterer Stoß und zwei Tritte in den Hin-

tern, und dann kamen zum Vorschein: hundertfünfzigtausend Lire aus der Brieftasche und siebenhundertfünfundzwanzigtausend Lire aus einer Socke.

»Und er hatte angeblich nichts, der Scheißer«, sagte der Anführer und fuchtelte ihm mit der Pistole vor dem Gesicht herum. »Nur Schulden, was, du Scheißer.« Er versetzte ihm noch einen Stoß. »Und erzähl nichts. Erzähl niemand was davon. Hau ab, und auch kein Wort zu deiner Frau. Dank dem lieben Gott, dass wir dir nichts getan haben.«

Der Handwerker verschwand auf einer Treppe, und ich, Igalo und Fritz verließen unsere Deckung und kommentierten den Vorfall. Igalo ist in dieser Beziehung fürchterlich – langatmig, weitschweifig, wortreich, moralisch. Er sagte, der Raub sei eine Notwendigkeit wie bei den Fischen und allen anderen Tieren (wie man in der Sendung *Quark* im Fernsehen sieht), um das Gleichgewicht der Arten zu erhalten; jedoch sei der Vorfall, dessen Zeugen wir wurden, sehr speziell und einer Untersuchung würdig, weil sich nicht Baron und Diener und Diener und Herr fraßen, sondern Diener und Diener, arme Fische von derselben Gattung. Und dann trafen wir im Serpentone, wohin wir gegangen waren, um ein wenig Luft zu schnappen, fröhlich vereint den Jungen mit der Pistole, seinen Helfershelfer und, nicht zu fassen, das beraubte Pummelchen, dem es irgendwie gelungen war, das Kettchen von



Mama wiederzubekommen, und sie alle aßen die letzte Pasta mit Bohnen in dieser Nacht.

»Kapiert du das?« fragte Igalo.

»Nein«, antwortete ich, während Fritz sich ganz fest in meine Arme schmiegte.

## *Vandalen*

Letztes Jahr habe ich ein neues Auto gekauft. Es schien mir, als hätte ich noch nie ein neues Auto besessen. Es roch gut, blitzte nur so, war solide, funktionierte perfekt. Ich dachte, um sich jeden Morgen richtig wohl zu fühlen, brauche man ein neues Auto. Die Unebenheiten der Straße nimmt man nicht wahr. Die Gänge lassen sich spielend leicht einlegen. Die roten und grünen Lampen des Armaturenbretts leuchten. Jedesmal, wenn man startet, lässt man seinen Blick umherschweifen und fühlt sich hochbefriedigt. Natürlich möchte man, dass niemand sonst auf der Straße ist, weil man Angst vor einer Beule hat. Man ist besorgt, denn alles kann eine Gefahr darstellen. Es scheint, als seien alle anderen gegen einen. Zumindest möchte man eine Zeitlang keinen Unfall haben, nicht einmal eine Schramme kriegen. Keine Frage, ein neues Auto macht gute Laune, und man lässt sofort volltanken. Das ist obligatorisch, würde ich sagen. Der Tankwart, der mich beglückwünschte, schien sich mit mir mitzufreuen. Und während er den Tank füllte, ging ich eine Zeitung und zur Feier des Tages eine Schachtel spezieller Zigaretten kaufen. Ich gab dem Tankwart ein fürstliches Trinkgeld, doch als ich wieder zum Auto ging und den

Schlüssel ins Türschloss stecken wollte, traf mich schier der Schlag: auf der Tür war ein tiefer, bogenförmiger Kratzer, frisch durchs Blech gezogen mit einem stumpfen metallischen Gegenstand.

»Haben Sie nicht gerade jemand an meinem Auto hantieren sehen?« fragte ich den Tankwart.

»Nein, niemand. Warum?« antwortete der Mann.

Der Zauber war für immer zerstört. Jetzt hätte ich mir gern, ohne Aufpreis, ein anderes neues Auto vom Händler geben lassen. Das Auto war für mich schon alt geworden. Ich hatte keine Lust mehr einzusteigen. Das ist so ein Moment, in dem man alles mögliche denkt, in dem man plötzlich wieder aufwacht und sich sagt: »Warum bloß?« Wenn man fährt, sieht man den Kratzer nicht, aber es ist nun mal passiert und tut furchtbar weh. Protestieren? Sich an die Polizei wenden? Und wen bezichtigen? Vorhaben, die sich bei genauer Betrachtung als aussichtslos erweisen. Lieber sich damit abfinden. Lieber denken, dass es so kommen musste und dass das Auto vielleicht seine Feuerprobe bestanden hat. Es hätte schlimmer kommen können ... Aber die Schlaflosigkeit ist merkwürdig ... Der Schlaf kommt und geht. Er umfasst die Gegenwart und die Vergangenheit ...

1930, zur Zeit der ersten Automobile, gab es einen Rechtsanwalt mit Handschuhen und Monokel, der beim Spazieren gehen und während er sich mit Freunden unterhielt,

mehr aus vandalistischem Antriebe als aus Neid mit einer scharfen Klinge die Türen von Autos und Kutschen mit sadistischem Vergnügen zerkratzte. Tat er das aus Klassenhass oder nur, um einen schönen Gegenstand zu entstellen? Erst mit der Zeit habe ich mich davon überzeugt, dass es ein passiver Orgasmus ist, wenn man einen schönen Gegenstand, einen Baum, ein Bild, eine Statue verunstaltet.

Professor Amedeo Maiuri hat mir immer gesagt, wenn die Schweizer unsere archäologischen Fundstücke hätten, würden sie sie in Glasschränken aufbewahren. Und wir verichten unsere Notdurft darauf.

Im vergangenen März schickte eine Gruppe von Bürgern aus dem Viertel V. einen Brief an den für die Pflege der öffentlichen Anlagen zuständigen Referenten mit der Bitte, dafür zu sorgen, dass der kleine Park des Viertels, der sich in einem erbärmlichen Zustand befand, wieder ein bisschen gepflegter aussah. Nach ein paar Tagen kam ein kleiner Lieferwagen an, voll mit städtischen Gärtnern und ihren Gehilfen, und der Park wurde vom Unkraut befreit, umgepflügt, gedüngt, man säte frisch ein, und im Nu war er wie neu. Das junge Gras zeigte große Lebenslust. Der betreffende Park war in Wirklichkeit ein armseliges Beet, das in dieser Stadt, die ein großes Dorf ist, die jahrhundertlang radikale und systematische Zerstörung all dessen

überlebt hatte, was einem Baum, einer Blume, einem Grashalm oder auch nur einem Salatblatt ähnelt.

Eine Woche später versetzen die Kinder derselben Personen, die aufbegehrt und das Eingreifen der Kommune gefordert haben, das Gärtchen, wenn man es so nennen will, von neuem in einen Zustand, der dem Haupt eines kahlgeschorenen Mannes ähnelt. Aber als wären es nicht ihre eigenen Kinder gewesen, die den neuen Frevel begangen haben, schicken die Eltern der Vandalen, ganz unverfroren und mit Sätzen, die von erhabenem Bürgersinn inspiriert sind, dem Referenten einen zweiten Brief, in dem sie die Nachlässigkeit der Kommune heftig anprangern.

Erneutes Erscheinen des Lieferwagens mit Gärtnern und Gehilfen und erneutes Wachstum von ein paar Grashalmen. Erneuter Kahlschlag durch die Kinder der Absender des Beschwerdebriefs an den Referenten und erneuter Protest derselben gegen die Nachlässigkeit der Kommune. Wieder taucht der berühmte Lieferwagen auf, mit an Bord auch zwei Spezialisten für einen Drahtzaun. Wieder tauchen aus der dunklen Erde zögernd und erschrocken ein paar Grashalme auf, eingedenk des Schicksals ihrer Vorfahren. Diesmal bewaffneter Ansturm der jungen Leute, um den Drahtzaun einzureißen, den die Arbeiter der Kommune errichtet haben; Zerstörung, daher ein dritter entrüsteter Brief der Eltern. Wieder erscheint der nunmehr legendäre Lieferwagen; mit an Bord sind außer den Gärt-

nern, den Gehilfen, den Sämännern und den Spezialisten für Drahtzäune ein Bataillon Soldaten mit folgender Bekanntmachung: »Die Kommune hat mit Unterstützung des örtlichen Militärkommandos beschlossen, die zehn Quadratmeter des Gärtchens im Viertel V. bewachen zu lassen, in der Hoffnung, dass die Truppe nicht gezwungen wird, das Feuer zu eröffnen.«